

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 91. Bromberg, den 21. April 1932.

Das harte Geschlecht

Roman von Will Vesper.

Thorbjörns Schafe wunderten sich nicht wenig, daß plötzlich, als sie wieder über den Bach gehen wollten, eine kleine Gestalt aus den Büschen herausschoß und sie mit einer Lederpeitsche quer über die Nasen schlug. Sie drehten eilig um, setzten über den Bach und blickten dann erst verwundert zurück. Aber da war niemand. Nach einer Weile machten sie einen neuen Versuch, an einer anderen Stelle. Aber der Kleine war auch schon da und wieder fühlten sie den Lederhieb über den Nasen. Genau so ging es den Rindern. Sie hoben den Schwanz, als sie die Hiebe bekamen und sprangen in einem Satz über den Bach zurück. Nur von ferne betrachteten sie das fette Gras auf der Weide da drüben und schüttelten die Köpfe. Noch schlimmer ging es ihnen des Nachts, wenn sie heimlich durch das Wasser plätscherten und schon das Maul nach den guten Kräutern hoben. Da hagelte es Hiebe aus der Dunkelheit und auch noch eine Weile auf ihre Hinterteile, ehe sie über den Bach zurück waren. Am Morgen hatten sie ihre Erfahrung vergessen und versuchten von neuem den alten Weidegang, aber da kamen plötzlich Steine aus den Büschen geflogen, haargenau auf ihre Hörner, daß es ihnen den Kopf vor Schmerzen herumdrehte und sie froh waren, als sie wieder jenseits des Baches standen. Klein-Bardi ruhte nicht, bis er allem Vieh Thorbjörns beigebracht hatte, daß es nicht gut war, über den Bach zu gehen und daß da eine Bremse hauste, die den Aufenthalt unangenehm machte. Tiere sind nicht so dumm und verstehen wohl, was man von ihnen will, wenn man es ihnen nur deutlich genug sagt. So verzogen sich die Rinder und Schafe Thorbjörns bald nach anderen Stellen und gewöhnten sich den Gang über den Bach ab. Zuweilen trat noch ein Rind an den Bachrand, streckte den Kopf herüber und muhte laut nach der fetten Weide, traute sich aber nicht hinüber, und seine Klage verstand niemand als Klein-Bardi. Da Thorbjörn sein Vieh nicht bewachen, sondern laufen ließ, wo es wollte — „Sie werden schon ihr Futter suchen, wo es am besten ist“, sagte er — so merkte er nicht, was vorging und Bardi erreichte, was er sich vorgenommen hatte. Der Sommer verging und Thorgerds Vieh gedieh, auch das Heu stand gut auf den Wiesen näher am Haus, und als man es mähte, gab es hohe Schwaden und versprach eine gute Ernte.

Bei Thorbjörn ging es anders. Es dauerte eine Weile, da bemerkte Rannveig, daß es mit ihrem Vieh nicht mehr so gut stand. Wenig Milch war in den Eutern, und die Wolle der Schafe ließ sehr zu wünschen übrig. Sie befühlte die Tiere immer wieder. Dann fing sie an, genauer Obacht zu geben, und bald hatte sie heraus, daß ihr Vieh nicht mehr über den Bach ging, daß da drüben Thorgerds Tiere weideten und daß trotzdem noch viel Gras gemäht wurde. Das schien ihr seltsam und erboste sie sehr. Heimlich gab sie zwei Knechten den Auftrag, daß sie in der Nacht die Schafe über den Bach treiben sollten. Aber die Tiere fürchteten sich, und es war nicht möglich, sie hinüberzubringen. Es war, als scheuten sie vor einer unsichtbaren Mauer. Immer drehten sie vor dem Bach um und liefen voller Aufregung zurück. Den Knechten wurde es unheimlich, und sie kamen wieder zu Rannveig und sagten: „Es ist nicht geheuer in der Nacht. Die Tiere gehen nicht über den Bach, obgleich wir sie arg antrieben und obgleich ihnen das fette Gras von drüben in die Nase duftete. Sicher hat Thorgerd einen Zauber angewendet. Man kann ihr das zutrauen. Wer weiß, was es uns kosten könnte, wenn wir selber über den Bach gingen. Man sagt ja, daß die Tiere mehr sehen als wir Menschen.“

„Ich hätte nicht gedacht“, sagte Rannveig, „daß ihr solche Hasenfüße seid, ihr Leute Thorbjörns. Aber wenn ihr euch vor der Nacht fürchtet, so versucht es am Tage. Ich kann mir denken, daß Thorgerd alles anwendet, unser Vieh zu schädigen, aber ich möchte diesen Zauber gerne kennen lernen, der meine Schafe dünn und meine Rinder mager macht.“

Am nächsten Tag in aller Frühe trieben die Knechte die Rinder zusammen und vor sich her dem Bache zu. Die Tiere trabten gutwillig eine Weile vor ihnen dahin, aber als sie über den Bach sollten, stutzten sie und ließen sich nicht weitertreiben, und als die Knechte den Stock hoben und sie mit Gewalt vorwärts jagten, hoben sie die Köpfe und die Schwänze und brachen seitwärts aus am Bach hinab und jagten über den Hügel davon auf eine andere Weide. So sehr hatte sich Klein-Bardi Achtung bei ihnen verschafft. Allzuoft hatte er ihre Nasen und ihre Hörner bearbeitet.

Als Rannveigs Knechte die Angst der Tiere sahen und ihre Flucht und nicht begriffen, wovor sie zitterten, waren sie noch fester überzeugt, daß dies nicht mit rechten Dingen zuging. Sie gaben sich nicht mehr viel Mühe, gingen zu Rannveig und berichteten, was sie gesehen hatten. „Und unsere Meinung ist“, sagten sie, „daß die Tiere mehr sehen als wir. Sie waren ganz entsetzt und flohen. Wenn Ihr sie gesehen hättet, würde es Euch auch vergehen, diese Suche weiter zu verfolgen.“

„So? Meint ihr?“, sagte Rannveig. „Von solchen Tölpeln, wie ihr seid, kann man freilich nichts anderes erwarten.“

Von da an sah man Rannveig oft aus dem Hause gehen. Das war sonst nicht ihre Gewohnheit. Sie ging ein Stück, bis sie hinter einem Hügel verschwand. Sie hatte Wolle in ihre Schürze gebunden, setzte sich auf einen Stein und spann. Dabei ließ sie ihre Augen nicht von dem Tal, durch das der Bach floß. Es lag unter ihr ausgebreitet. Aber sie saß so, daß man sie von drüben nicht sehen konnte. So spähte sie mit ihren Vogelaugen hinüber, und bald wußte sie, was sie wissen wollte. Eines Tages sah sie ein paar Lämmer, junge Tiere, die noch nicht die Peitsche Klein-Bardis gekostet hatten, über den Bach hüpfen. Aber kaum hatten sie ein wenig am Bachufer geweidet, da schoß ein kleiner Mann aus dem Gebüsch und schlug sie und trieb sie durch das Wasser zurück. Alle Schafe, die am Bache weideten, flohen. Rannveig erkannte den Kleinen; denn er war in der ganzen Gegend bekannt.

„Sieh da", sagte sie, „Klein-Bardi hat sich da in eine Sache eingelassen, die ihm teuer zu stehen kommen soll." Sie blieb aber in ihrem Versteck und sah, wie er in seine Hütte unter den Zweigen verschwand.

Auch am nächsten Tag war sie an ihrem Platz und am übernächsten. Dann wußte sie genug, und als Thorbjörn über den Hof ging, winkte sie ihn heran und sagte: „Hier sieh einmal dein Vieh an, diese Kühe. Es lohnt sich kaum, daß man an ihren Eutern zupft. Und deine Schafe — viel Fleisch und viel Wolle werden wir in diesem Herbst nicht haben. Wir werden die meisten deiner Leute fortschicken müssen, wenn der Winter kommt. Wie sollen wir so viele ernähren mit so wenig?"

Thorbjörn kümmerte sich nie um die Wirtschaft. Das war bei Rannveig in guten Händen. Es ist die Sache der Frauen, das Vieh zu pflegen. „Wir hatten doch sonst nicht zu klagen", sagte er.

„Jawohl", sagte Rannveig, „da hatte unser Vieh auch eine andere Weide als jetzt. Aber ihr Männer seht ja nichts, und mit Spielen und Trinken allein vertreibt ihr euch die Tage."

„Wo willst du hinaus?" fragte Thorbjörn. „Ich sehe doch, daß du etwas auf dem Herzen hast."

„Du bildest dir viel ein", sagte Rannveig, „und denkst Wunder was für ein Mann du bist, und doch darf ein Kerl wie Klein-Bardi ohne Furcht dein Vieh schädigen. Es scheint mir, auch du wirst alt. Früher hast du dir weniger gefallen lassen, und jetzt darf so ein Gimpel dich beleidigen, ohne daß du dich rächst."

„Wo ist denn hier Klein-Bardi?" rief Thorbjörn, „wie kommst du auf den? Und womit beleidigt er mich? Was macht er?"

„Das macht er", sagte Rannveig, „daß er unserm Vieh die Weide verwehrt, daß er Tag und Nacht am Bach steht und unsere Tiere mit der Geißel schlägt und mit Steinen wirft. Das macht er den ganzen Sommer schon, und darum ist es kein Wunder, daß unser Vieh so aussieht. Solch ein Wicht, solch eine Handvoll Mann darf Thorbjörns Vieh schlagen und von der Weide jagen wie ihm gefällt. Er hat sich eine Hütte am Bach gemacht und hält Wache und fürchtet sich vor dir nicht, den einst alle fürchteten."

Thorbjörn ging ins Haus, und als er wiederkam, hatte er seine Axt in der Hand. Er ging in den Stall, sattelte sein Pferd und ritt zum Hoftor hinaus. Er ging nicht mehr gern zu Fuß und kam sich stattlicher vor, wenn er auf seinem Roß saß. Er ritt über den Hügel und an den Bach hinunter, einen scharfen Trab, und trieb das Pferd durchs Wasser.

Bardi war in seiner Hütte und sah ihn kommen. Aber er floh nicht, der Kleine. Wenn er auch sogleich wußte, warum Thorbjörn so daherkam, so hatte er doch ein gutes Gewissen, hier auf Thorgerds Grund. Das Recht war auf seiner Seite. Mochte Thorbjörn toben. Klein-Bardi fühlte sich, daß er einem solchen Mann entgegentrat. Thorbjörn kam heran und stieg nicht ab, hielt dicht vor Bardi und sah von oben auf ihn herab wie ein Riese auf einen Zwerg. Bardi stand auf und grüßte, wie es sich schickt. Aber Thorbjörn antwortete darauf nicht, sondern war rot vor Zorn und schrie: „Ist es wahr, daß du unser Vieh schlägst und daß du ihm die Weide hier verwehrst? Daß du es so behandelst, daß es nicht mehr wagt, hierher zu kommen?"

Bardi hielt sich mannhaft und sagte: „Es ist wahr, daß ich dein Vieh nicht auf unserem Land weiden lasse. Dies sind Thorgerds Wiesen, und ich habe es übernommen, ihr Vieh zu bewachen in diesem Sommer und ihre Weiden vor fremdem Vieh zu schützen. Ich denke, es ist doch nicht anständig, seine Tiere auf fremdem Besitz fettzumachen. Wenn ihr diesen Herbst weniger gut schlachtet, so seid ihr doch auf ehrlichere Art dazu gekommen."

„Ich frage dich nicht nach Recht und Unrecht", schrie Thorbjörn, „aber das sage ich dir, mach, daß du hier wegkommst. Rührst du noch einmal einen Schwanz von meinem Vieh an, so sollst du es bereuen."

„Was ich übernahm", sagte Bardi, „das habe ich immer ehrlich durchgeführt. Dafür bin ich bekannt. In jedem Dienst hat man mich treu gefunden. Und anders wird es auch nicht, wenn man mir droht."

Da sagte Thorbjörn nichts mehr, sondern ehe sich Bardi nur ducken konnte, schlug ihn Thorbjörn mit der Axt über den Kopf und spaltete ihm den Schädel. Der arme Bursche brauchte keinen zweiten Hieb und bezahlte seine Treue und seinen Mut mit dem Leben. Dann sprang Thorbjörn ab, packte den Leichnam und warf ihn in die Hütte. Darauf ritt er heim und rief seinen Knechten: „Treibt mir sogleich das Vieh in das Bachtal und über den Bach. Es soll sich einmal satt fressen und niemand wird es mehr verjagen." Alle Leute mußten heran. Er selber ritt hinter der Herde her und half die Tiere mit Gewalt über den Bach jagen, Schafe und Rinder. Dann erst ritt er wieder heim.

„Nun endlich", sagte Rannveig, „hast du dich wie ein Mann gezeigt. Die Frechheit dieses Bardi war ja zu groß."

„Er wird niemandem mehr das Vieh hüten", sagte Thorbjörn.

„Das dachte ich mir", sagte das Weib und lachte. Als Thorbjörns Rinder und Schafe über den Bach waren und sahen, daß niemand mehr da war, der sie schlug, taten sie sich gütlich an dem fetten Gras und wurden übermütig und stiegen den Hügel hinan und bis auf die Wiesen, die dicht vor Thorgerds Haus lagen. Da stand das frische Heu in Haufen. Die Rinder wühlten ihren Kopf hinein und warfen das Heu in die Luft, und auch die Widder nahmen es auf die Hörner und streuten es herum, und die Schafe liefen darüber und traten es in den Boden.

Als Thorgerd von ihrem Hause aus das fremde Vieh sah, erschrak sie sehr und wußte sogleich, daß Schlimmes vorgefallen war, sonst hätte Klein-Bardi das Vieh nicht so weit kommen lassen. Sie rief nach ihren Leuten, Knechten und Mägden, und rannte hinaus und jagte hinter dem Vieh her. Und da die Tiere noch von Bardi her an Furcht gewöhnt waren, liefen sie in das Tal hinunter und über den Bach, und Thorgerds Leute liefen ihnen nach. Thorgerd aber blieb am Zaun und hielt sich nur mühsam aufrecht und wartete, was nun kommen würde. Sie zitterte am ganzen Leibe. Nicht lange danach kamen die Knechte und brachten Bardi. Sie hatten ihn in der Hütte gefunden, und er atmete nicht mehr. „Wer das getan hat", sagten sie, „braucht man nicht zu fragen."

„Nein", sagte Thorgerd, „das braucht man nicht. Klein-Bardi hat seine Treue gegen mich teuer bezahlt." Und plötzlich packte sie die Verzweiflung, und sie weinte laut auf und kehrte sich um und ging ins Haus und in die Küche. Da lag ihr Sohn Ref auf der Herdbank, lang und faul, und hatte sich um all das gar nicht gekümmert.

Ref war damals schon achtzehn Jahre alt, und unter der Nase dunkelte ihm schon der Bart, dennoch war es noch immer, als schlafe er. Mit angezogenen Beinen lag er irgendwo herum und starrte in den Himmel, an die Decke oder ins Feuer. Das war seit dem Tode des Vaters nicht anders geworden. „Selbst zum Essen", sagten die Knechte oft, „ist er zu faul." Niemand wurde klug aus diesem Burschen, am wenigsten er selber. Die ganze Welt schien ihm unbegreiflich, Himmel und Erdreich, alles, dies Haus, in dem er wohnte, Menschen und Tiere und oben Wolken und Sterne und das dunkle Ahnen und Rumoren im eigenen Hirn. Er starrte gewissermaßen mit offenem Munde stumm und staunend in dies rätselhafte Ding, das man Leben heißt. Auch hatte er sich angewöhnt, leise vor sich hin zu summen. Innerlich sang er und spann allerlei wunderliche Gedanken und wohlklingende Reime aneinander, wie sie in den Liedern vorkommen, die die Mägde beim Spinnen oder die Knechte bei der Schafschur singen, aber für den, der ihm zuhörte, hörte es sich an wie das Brummen eines Bären.

So fand ihn Thorgerd, als sie verzweifelt über den Tod Klein-Bardis in die Küche kam. Breit lag Ref auf der Bank, streckte die Glieder und sah ins Herdfeuer. Da packte ihn Thorgerd bei den Schultern und rüttelte ihn mit aller Kraft hin und her, als wolle sie einen Schlafenden aufwecken. „Du Schande unseres Geschlechtes", rief sie, „es schüttelt mich, wenn ich dich sehe. Verflucht war ich, da ich einen solchen Narren gebar. Mit einer Tochter wäre ich besser daran. Ich könnte sie doch einem Manne geben, der mir eine Stütze wäre. Was aber habe ich von dir. Unser Land wird abgeweidet von fremdem Vieh. Unser Heu hängt auf seinen Hörnern und wird in den Boden getreten, und nun hat Thorbjörn auch noch Klein-Bardi erschlagen, meine einzige Hilfe. O du Schändlicher, du Faulpelz, du Schlaks, du liegst auf der Ofenbank und tust, als ginge dich

das alles nichts an. Feig und faul läßt du den Hof deines Vaters verkommen."

Ref wäre fast von der Bank gefallen, aber er richtete sich auf, streckte sich und sagte: „Sei still, Mutter; deine Vorwürfe kenne ich, und sie werden mit der Zeit nicht schöner. Es ist kein Vergnügen, sie anzuhören. Ich werde Thorbjörn mit diesem alten Mastbaum züchtigen." Wie im Spott griff er nach einem alten mächtigen Hellebardenspeer, der von seinem Vater her noch da an der Wand hing. Stein hatte Freude gehabt an alten, seltsamen Waffen. Ref nahm das schwere Ding herab und stieß damit durch die Stube. „So kann ich doch wenigstens an ihn herankommen."

„Du hast wohl recht", sagte seine Mutter, „verzeihe mir. Was kannst du allein gegen Thorbjörn ausrichten. Wir sind ganz verlassen und müssen Weiberhalde aufgeben."

„Ich habe ohnedies schon lange Lust, einmal woanders zu sein", sagte Ref, und mit dem Spieß unterm Arm ging er zur Tür hinaus. Auf dem Hof fing er an, den Speer vor sich her zu schleudern und zu versuchen, wie weit er ihn werfen könnte. Dann sprang er selber ihm nach und zählte die Sprünge. Er schrie und lachte dazu. Er sprang gut und warf auch gut. Zwanzig Sprünge weit flog die Lanze. Und wenn er sie eingeholt hatte, warf er sie weiter und sprang ihr abermals nach, und so, werfend und springend, entfernte er sich vom Hofe. Niemand achtete auf sein törichtes Spiel. Alle hatten damit zu tun, Klein-Bardi ordentlich aufzubahren und ihn zu beklagen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Handschuh.

Historische Skizze von Hans-Eberhard v. Besser.

Die Jagdhörner tönten mit frohem Hall durch den weiten Forst, der im blendenden Sonnenschein träumte, Hufgetrappel dröhnte, und Andreas Heitzker, der Holzfäller, ließ eilig die Axt sinken und riß die Mütze ab. Da fegte die Jagdgesellschaft schon heran, allen voran auf dem weit ausgreifenden Falben die Prinzessin Eleonore. Der Holzfäller verneigte sich tief, mit offenem Munde blickte er der dahinjagenden Kavalkade nach. Wie wunderschön die junge Prinzessin ausgesehen hatte! Noch sah er ihren roten Federhut leuchten. Sie hatte genickt und gelächelt. Wie vornehm sie auf dem unruhigen Pferde gesessen hatte! Ja, sie fühlte sich sicher im Sattel, auch tanzen sollte sie können, die Diener aus dem Schloß konnten davon erzählen. Die Kavaliere aus der Umgegend, und die Herren vom Wiener Hofe, die ihr Onkel, der Fürst Lobkowitz, der Herzog von Sagan, mitgebracht, sollten ganz närrisch hinter ihr her sein.

Heitzker setzte die Kappe auf und spuckte sich in die Hände. Ja, so ein österreichischer Oberhofmeister, der alljährlich mal ein paar Wochen auf sein schlesisches Herzogsschloß nach Sagan kam, der hatte es besser als ein armer Holzfäller. Heitzker wollte gerade die Axt heben — da fiel sein Blick auf den Waldweg. Der rote Stulpenhandschuh der Prinzessin leuchtete aus dem grünen Moosboden. Heitzker wandte sich hastig um. Das brachte Finderlohn, und die junge Nichte des Fürsten, die Prinzessin Eleonore Lobkowitz aus dem Hause Pfalz-Neuburg, würde sich freigebig zeigen, sie sollte ja die Goldstücke locker sitzen haben. Heitzker bückte sich. Da fuhr er jäh zurück, eine Kreuzotter schlängelte sich soeben in den Handschuh hinein, den die glutende Sonne umbrannte.

„Warte, Luder, dir werde ich kommen!"

Heitzker rannte in die Dickung, die Axt zu holen. Da scholl Hufschlag an sein Ohr. Eilig wandte er sich um. Dann aber blieb er wie angewurzelt stehen. Er duckte sich, denn der Mann, der da langsam den Waldweg heraufgeritten kam, schaute finster und unheimlich aus. Seine Lippen lagen schmal und eng, die dunklen Augen brannten in düsterer Glut, eine kaum zu bändigende Wut durchwogte den ganzen Mann.

Der Holzfäller rührte sich nicht. Er kannte die Herren. Dieser da hatte irgend ein Mißgeschick bei der Jagd gehabt. Heitzker hatte keine Lust, den Blitzableiter abzugeben; der Handschuh lief ja nicht fort. Der Holzfäller kauerte sich hinter einen Baum.

Jetzt war der Reiter schon dicht herangekommen, da hielt er jäh an — mit weit geöffneten, verglasten Augen, mit verzerrtem Munde saß er im Sattel und starrte auf den Handschuh nieder. Er ließ das scheu witternde Pferd nähergehen, beugte sich nieder und fuhr jäh zurück, kein Zweifel: Er hatte die Giftotter entdeckt. Heitzker wollte etwas rufen, wolle hervorstürzen, doch er stand wie gelähmt, dunkle Angst erfüllte ihn vor dem unheimlichen Mann, dem ungarischen Grafen Domberg, von dem es hieß, daß er der Prinzessin am eifrigsten die Kur mache. Ein satanisches Grinsen umspielte den Mund des Reiters, seine Hände zitterten, er sprang aus dem Sattel, löste einen Riemen seines Wehrgehänges und näherte sich vorsichtig dem Handschuh. Kaltblütig packte er zu, und blitzschnell schloß er den Stulpenhandschuh mit dem schmalen Riemen. Dann sprang er in den Sattel, sekundenlang saß er mit geschlossenen Augen, dann bäumte sich der Gaul unter den wütenden Sporen des Reiters auf und ging mit dumpfem Hufschlag im Galopp ab.

Heitzker stierte ins Weite. Soeben war der glänzende Jagdzug mit lautem Hörnerklang vorübergezogen, voran die wunderschöne Prinzessin. Und nun, der Handschuh, der Handschuh — Heitzker strich sich über die schweißfeuchte Stirn, er zitterte am ganzen Leibe . . .

Endlich kam Bewegung in ihn, er riß sich zusammen und rannte davon. Fern sah er den Reiter, Heitzker kannte die Wege, er kürzte ab. Zweige peitschten sein Gesicht blutig, er strauchelte, riß sich hoch, sprang über Gräben und behielt Domberg im Auge. Kein Zweifel, dieser unheimliche Geselle plante einen Anschlag auf die Prinzessin. Was wollte er sonst mit dem Handschuh, der die Giftotter barg? Heitzkers Kräfte verzehnfachten sich, da sah er schon das kleine Jagdhaus, in dem die Gesellschaft einen Imbiß einzunehmen pflegte. Vorsichtig glitt er heran, dort standen die Pferde, dort der Falbe der Prinzessin, den erkannte er an der silberbefransten, roten Satteldecke. Am Wegrande hockten die Reiterknechte und spielten Karten. Niemand achtete auf den Grafen Domberg, der jetzt zu dem Falben trat. Heitzker hörte sein Blut in den Schläfen brausen, er sah Domberg mit aschfahlen Zügen und zitternden Händen blitzschnell den Riemen lösen und den Handschuh in die Tasche der Satteldecke stecken.

Sporenklirrend schritt Domberg zu der Gesellschaft ins Jagdhaus. Sein flackerndes Auge glitt über die Prinzessin Eleonore hin, die in dem samtenen Reitkleid, die Gerte lässig in der Hand, heiter unter den Kavalieren stand. Jetzt nahm sie den roten Federhut ab, die Sonne glitt über das blonde Haar, dessen weiche Locken ein perlendurchwirktes Band zu einem Knoten im Nacken schloß. Sie blickte kühl über Graf Domberg hinweg.

Er dachte an die Szene vor einer Stunde, als er dieses holde Geschöpf in einem abgelegenen Seitenwege an sich ziehen wollte, als ihm die Prinzessin ihren Reithandschuh hart ins Gesicht schlug. Noch brannte die Wange des Gezüchtigten, doch die Stunde der Vergeltung für diese Schmach war nahe.

Bald riefen draußen die Hörner zum Aufbruch. Prinzessin Eleonore, von der wilden Meute umblafft, von sporenklirrenden Kavalieren umgeben, schritt zu ihrem Falben. Sie hob die Rechte, um den roten Stulpenhandschuh an sich zu ziehen, der aus der Satteltasche ragte.

„Da ist ja mein Handschuh wieder", sagte sie vergnügt. Schon hatte sie ihn berührt, da warf sich Heitzker dazwischen, er packte sie am Handgelenk und riß im Nu den Handschuh aus der Tasche, warf ihn zu Boden, wütend und gierig züngelnd entwand sich die Kreuzotter dem Gewahrsam. Heitzker zitterte am ganzen Leibe, er war keines Wortes mächtig, die Prinzessin erblaßte und prallte zurück. Heitzker aber hob nun den Arm, schweigend deutete er auf den im Hintergrunde stehenden Grafen Domberg.

Prinzessin Eleonore hob langsam die Lider, ein zorniger Funke sprühte in dem tiefen Blau ihres Auges auf, verächtlich zog sich ihr Mund zusammen. „Feig!", sagte sie eisig. Domberg sank unter diesem einen Wort in sich zusammen, er stierte um sich, wie aus einem dumpfen Rausche erwachend. Da legte ihm der älteste der Kavaliere die Hand auf die Schulter. Domberg wußte, was dies bedeutete. Willenlos gehorchte er. Er hatte einen feigen Anschlag ins Werk gesetzt, er wollte ihn büßen, Reue zwang ihn nieder.

Prinzessin Eleonore aber lächelte schon wieder ihr reines, beglückendes Frauenlächeln. „Ich danke Euch", sagte sie bewegt und reichte Heitzker die Hand, „Ihr werdet noch heute vom Herzog zum Jägermeister ernannt werden."

Dann schmetterten die Hörner, die Prinzessin stieg zu Pferde, und der glänzende Zug brauste davon. Heitzker sah ihm, kaum begreifend, nach. Fern leuchtete die weiße Straußenfeder auf dem roten Hute. Das Echo des weiten Saganer Forstes trug sieghaften Hörnerklang in die Ferne.

Der Klee.

Skizze von Paulrichard Hensel.

Mit tiefem Aufatmen hate Erich Ruland den Vertrag unterschrieben. Jetzt durfte er wieder arbeiten, das Leben besaß einen Sinn, das war viel in dieser Zeit. Er hatte sich nicht unterkriegen lassen, er war zu jung, um beiseite gestellt zu werden.

Wie ein böser Traum lag alles hinter ihm: Er fürchtete, in der Tatenlosigkeit hoffnungslos zu werden. Er mußte verdienen, und es kam nicht darauf an, womit. „Apfelsinen! Zuckersüße Apfelsinen!" hatte er an dem Bordstein einer Straße gerufen, unbeholfen zuerst, und mancher sah wohl im Vorübergehen verwundert auf den jungen Mann, der nicht hierher zu gehören schien. Aber nach vierzehn Tagen konnte er seinen kleinen Einkauf schon erweitern, und wenn er abends müde nach seiner entlegenen Wohnung ging — dort mochte er doch nicht stehen, wo ihn alle kannten — und zu Hause den Erlös überzählte, war das Ausrufen nicht umsonst gewesen.

Neben ihm an dem Straßenrand stand eine Blumenfrau. Sie hatte Schnittblumen und kleine Töpfe, und es war gar nicht so selten, daß ein junges Pärchen davor stehen blieb und die Blumenfrau einen kleinen Strauß binden mußte. Dann sah Ruland absichtlich nach der anderen Seite. Er kannte dieses Aufleuchten in den Augen der Mädchen, die Freude, die das Geben und das Empfangen brachte. Das alles hatte doch auch er erlebt . . .

Das war vielleicht das Schwerste gewesen, nicht mehr daran denken zu dürfen. Er hatte so gern Erika ein paar Blumen gebracht, mehr als über vieles andere hatten sie sich darüber gefreut, und manche Verstimmung verflog mit dem alle Worte überflüssig machenden Geben und dem frohen Lächeln des Dankes. Aber wer nichts hat, kann nicht mehr schenken — und die Erika hatte nun vielleicht längst andere gefunden, bei denen sie das nicht zu entbehren brauchte, was zur Ausschmückung ihres jungen Lebens nun einmal gehörte. Er selbst war zu scheu, sich bei dem Mädchen in Erinnerung zu bringen.

„Alles Freude für den Augenblick", sagte die Blumenfrau, als sie wieder einmal einen Strauß in weißes Papier gehüllt hatte und den freundlich miteinander plaudernden Käufern nachsah.

Ruland schüttelte leise den Kopf. Die Frau übertrieb doch. Aber sie schien zum Schwatzen aufgelegt. „Sehen Sie hier die Kleetöpfchen! Vierblättrig, sehr schön, aber was nachwächst, ist kein Glücksklee mehr."

Gewiß, Glück kommt nur einmal. „Apfelsinen! Frische Apfelsinen!" schrie Ruland laut, um die Worte der Frau nicht zu hören.

— Und nun war es ihm gelungen, aus dem Straßendasein mit seinen Zufällen wieder zu regelmäßiger Arbeit zu kommen. Er brachte, was sehr notwendig geworden war, seinen äußeren Menschen in Ordnung, er schaute wieder freier auf der Straße um sich, er suchte absichtlich belebte Straßen auf, als wolle er den Pulsschlag des Lebens wieder wie einst in sich selbst aufnehmen. Und da begegnete er eines Tages Erika.

Froh und unbefangen streckte sie ihm die Hand entgegen. „Erich! So lange habe ich dich nicht gesehen."

„Es ging mir nicht gut, Erika."

„Mir auch nicht, du. Ich habe dich gebraucht. Und du warst nicht da!"

Was sollte er nun sagen? Verrieten diese Worte nicht so viel? Er sah das Mädchen von der Seite an, etwas schmal war das Gesicht geworden, aber doch so jung noch und schön, und aus den Augen blickte noch das Lachen. Vorübergehende stießen sie an, es war nicht der Ort zu einem Wiedersehen nach langer Zeit. Und da sagte das Mädchen: „Es wird schon Frühling. Wir könnten morgen für zwei Stunden hinausfahren, wenn du Zeit hast und wenn du magst."

Sie fuhren nicht weit. Irgendwo tranken sie Kaffee. Dann gingen sie langsam über die Hügel. Es ist nicht wahr, wenn es heißt, daß Menschen sich viel zu erzählen haben, die sich lange nicht sahen. Ruland und das Mädchen sprachen nicht viel. Am Rande einer Wiese ruhten sie sich aus. Unwillkürlich griffen Rulands Hände ein paar in der Nähe stehende Kleeblätter.

„Weißt du das auch", sagte er, „daß man den Glücksklee nicht halten kann, daß er später nie mehr vier Blätter trägt?"

„Gewiß. Ich habe doch noch das Töpfchen, das du mir vor einem Jahre schenktest. Entsinnst du dich? Nachgewachsen sind nur immer drei Blättchen, aber so viele, ganz voll ist der kleine Topf, und ich freue mich jeden Tag darüber." Und leise fügte sie hinzu: „Unsere Liebe ist doch auch geblieben, gelt, Erich?"

Er sah still vor sich und schämte sich ein wenig. Er hatte nicht verzagen wollen und für sich allein etwas erreicht — aber im Grunde doch schon still auf das verzichtet, was das Mädchen weiter pflegte. Ja, dachte er jetzt, darauf kam es nicht an, daß nun das erste Glück, das erste Entzücken blieb, sondern daß nicht verwelkte, ohne das neue Lebensfreude nicht denkbar war — Liebe.

Am nächsten Tage aber fuhr er zu seiner alten „Kollegin", der Blumenfrau. Ihr Stand war ein richtiger, kleiner Frühlingsgarten in der grauen Straße, und nun konnte Ruland selbst auswählen, wieder Freude geben, und er mußte es dieser Frau, die nichts davon verstand, sagen: „Es ist doch mehr als nur für den Augenblick."

Die Frau sah ihn an und wickelte ruhig die Blumen ein. „Hab's doch nur leicht machen wollen — das Zusehen, wenn andere kaufen", meinte sie.



Ein neuer indischer Messias.

Gandhi hat das Gelübde abgelegt, einen Tag in der Woche zu schweigen. Dieses Gelöbnis führt der Mahatma konsequent durch. Am Eröffnungstage der „Round-Table-Konferenz" sprach Gandhi kein Wort. Nun berichten die Londoner Blätter, daß ein anderer indischer Apostel in London eingetroffen sei, der Asket Schri-Mager-Boba, der seit sieben Jahren kein einziges Wort gesprochen hat. Einige Pressereporter und eine Anzahl Neugieriger waren am Kai erschienen, um den indischen Messias zu begrüßen. Ein junger Mensch mit scharfgeschnittenem Gesicht, schwarzen Augen und kohlschwarzem langen Haar trat den Versammelten entgegen. Da die Journalisten für das Schweigegelübde wenig Verständnis hatten, sah sich der „schweigende Apostel" letzten Endes genötigt, ein Interview zu erteilen, jedoch nicht mit Worten, sondern mit Hilfe großer Buchstaben aus Pappe. In einigen Sätzen erzählte er die merkwürdige Geschichte seines Lebens. Bis 1922 besuchte der Inder eine englische Schule und unterschied sich kaum von anderen indischen Schulkindern, bis ihm eines Tages in einer Traumvision eine Frau erschien. Sie küßte ihn auf die Stirn und sagte ihm, er sei der Auserwählte der göttlichen Vorsehung. Seit diesem Tage zog sich der Knabe von den Spielen seiner Kameraden zurück und wartete nur auf die Vollendung seines sechzehnten Lebensjahres, um das Leben der Weisheit und Askese zu beginnen. Mit sechzehn Jahren begann Schri-Mager-Boba zu fasten. Diese Fastenperiode seines Lebens dauerte neun Monate. Trotz völliger Entsagung fühlte er sich dabei gesund und glücklich. Daraufhin begab er sich in die Grotte des alten Einsiedlers Mugaray, wo er sieben Jahre verbrachte. Zum Schluß des eigenartigen Interviews setzte der Inder auseinander, daß seine Schweigezeit sich ihrem Ende zuneige. Dann werde er an die gesamte Menschheit eine Botschaft richten.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.